

# Der Wunderknäuel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **53 (1948-1949)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-315459>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 23, Zürich 32, Telefon 24 54 43

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postcheck III 286

Jahresabonnement: Fr. 6.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

20. Dezember 1948 Heft 6 53. Jahrgang

Laß doch die Sonne der Ewigkeit  
Strahlen über die Dinge der Zeit!  
Ach, wie würden alsdann so geringe  
Dir erscheinen die irdischen Dinge.  
Und wie still würdest du werden  
Mitten in Leid und Sorge der Erden,  
Wenn du die große Ewigkeit  
Liebest durchleuchtest die kleine Zeit!

Maria Seesche.



## Der Wunderknäuel

Seit Weihnachten lisme ich.

Das wäre an und für sich nichts Außerordentliches, wenn ich eine Frau wäre und wenn man so leichthin gute, weiche Wolle verstricken dürfte, ohne wirklich geübte Strickerhände zu haben. Denn es ist kostbare Wolle, die ich verstricke: dicke, grauflaumige Wolle, die zu einem Wunderknäuel gewickelt ist, in dem Überraschungen stecken, die man herauslismen muß.

Der Wunderknäuel war ein Weihnachtsgeschenk meiner Mutter. Allerdings nicht für mich, denn wem käme es in den Sinn, einem Mann einen Wunderknäuel zu schenken, den er nun in Waschlappen und Abstaublumpen verstricken soll. Der Wunderknäuel war für mein kleines fünfjähriges Mädchen bestimmt, dessen patschige Händchen sich seit einiger Zeit ernsthaft um Stricknadeln bemühten.

Am zweiten Weihnachtstag hat sie denn auch emsig mit der Bloßlegung der verborgenen Schätze begonnen. Aber eine dicke Lage wollener Fäden bedeckte schon die obersten Geheimnisse so dicht, daß am Abend, nach einem unermüdlich tapferen Kampf, erst der halbe Schuh eines tief versteckten Hampelmannes herausschaute, an dem man wohl ein wenig ziehen konnte, um ihn aus der wollenen Umstrickung zu lösen, der sich aber ohne offensichtliche Gewaltanwendung keineswegs ganz herausschälen ließ. Ein halbes Bein streckte er schließlich unanständig an die Luft. Aber das war nicht genug.

« Du mußt ihn herauslismen », mahnte die Mutter, als sie die kleinen Kinderfinger, der Stricknadeln ledig, am Hampelmann herumzupfen sah. Und alsbald neigte sich der dicke Blondschoopf wieder errötend über den

Tisch, zwei breite Händchen schlichen zu den Nadeln, und weiter ging die alte, langsame, mühselige Arbeit: Inestäche — umeschlah, usezieh und abelah. —

Ich saß unterdessen am Ofen und schaute über die Seiten eines Buches, in dem ich schon längst nicht mehr las, meinem Mädchen zu. Ich sah die kleinen Finger, wie sie sich um die Wolle mühten, wie sie den Faden um die linke Hand schlugen, mit der Rechten unendlich sorgfältig das oberste Ringlein ansteckten und die Nadel um den Faden drehten — und dann kam jedesmal der schmerzliche Augenblick, wenn der kurze, weiche Zeigefinger die spitze Nadel niederzudrücken hatte: Man muß die Zähne auf die Unterlippe stellen, damit man das übersteht. So! Jetzt! Wieder eine Masche fertig. Man atmet ein wenig auf und beginnt wieder von neuem: — Inestäche — umeschlah, usezieh und abelah.

Und unterdessen dreht sich der große Wunderknäuel auf dem Tisch unmerklich um zwei, drei Zentimeter herum, das Bein des Hampelmanns streckt sich vor, aber so unendlich langsam, daß sich die Versuchung erneut wieder regt und zehn ungeduldige Fingerspitzen hastig am Knäuel herumzuzupfen beginnen.

Einige Wollfäden lockern sich um die Hampelmannbeine . . . noch etwas tiefer sollte man greifen . . . Aber nein! Ich kenne mein Jüngferchen. Schon deckt es die mutwillig entblößten Stellen wieder säuberlich zu und beginnt sie mit verbissenem Eifer bloßzulismen.

Kann ein Vater einem so mühsamen Kampf untätig zuschauen, wenn er weiß, daß seine Hände auch einmal stricken lernten, als sie so klein waren wie die seines Kindes? Ist es verwunderlich, wenn es ihm dann in allen Fingern zu zucken beginnt und er eine unverhohlene Lust verspürt, die Lismete aus den kleinen Prätzchen in seine breiteren Hände hinüberzunehmen?

« Du, Bärbeli, gib mer schnäll d'Lismete! »

Erstaunt hebt es sein erhitztes Gesicht, und der Mund bleibt ihm offenstehen.

« Warum? »

« I hilf der e chli. »

« Lisme? »

« Ja. »

Ohne auf mein absonderliches Angebot irgendwie ernsthaft einzugehen, kichert sie mitleidig und überlegen:

« En Maa . . . »

Aber ich lasse nicht locker, bis sich die Kleine endlich mit schüchternen Schritten zu mir hinüberwagt und ich die Wolle kunstgerecht um meinen linken Zeigefinger wickeln kann. Den Wunderknäuel behält sie vorsichtshalber in ihren eigenen Händen: Man kann nie wissen: Ein Mann mit so großen Händen braucht mehr Wolle! Wie ich nach reiflicher Überlegung die beiden Nadeln endlich tapfer in Bewegung setze, rennt sie unverzüglich mit hoherhobenen Armen in die Küche und schreit begeistert, daß das ganze Haus widerhallt:

« Du, de Vatter lismet! Muetter, de Vatter lismet! »

Und kaum habe ich die beiden ersten Maschen glücklich hinter mir, bin ich auch schon umringt von sechs so erstaunt blickenden Augen, daß ich von selbst zu stricken aufhöre und wie ein Schulknabe, den man über

einer ungebührlichen Beschäftigung ertappt, das Blut in die Ohren fahren fühle.

«So tue doch», muntert mich die Kleine ungeduldig auf, und zu Mutter und Schwesterchen gewendet, meint sie stolz: «Er cha's nämli.»

Und so habe ich meine groben Strickwerkzeuge wieder langsam in Bewegung gesetzt, gleich einer verrosteten Maschine, die lange nicht mehr gelaufen ist und sich nun etwas schämt, wieder in Gang zu kommen neben den andern, die flinkere und blankere Gelenke haben. Aber es ging doch, wenn auch mühsam, und der Wunderknäuel begann geheimnisvoll über den Tisch zu rollen.

Dann wurde es Abend. Der Wunderknäuel wanderte samt dem herausstehenden Hampelmannbein in den Strickkorb. Die Kinder wurden gewaschen, wir aßen das Abendbrot, dann gingen die Kleinen zu Bett.

Sie wolle den Wunderknäuel ins Schlafzimmer mitnehmen, entschied Bärbeli. Aber ich wehrte ab. Obschon mich meine Frau erstaunt anblickte und ich noch einmal das Blut im Kopf aufsteigen fühlte. Ich wehrte ab. Alles könne sie hinübernehmen: die Bücher, die Puppe, das Weihnachtskörbchen; aber der Wunderknäuel bleibe da. Sie könne doch im Schlaf nicht stricken. Aber vielleicht komme in der Nacht ein Heinzelmännchen in die Stube und lisme den Hampelmann etwas weiter hinaus. Man wisse nie. In der Weihnachtszeit geschehen besondere Dinge.

Ja, in der Weihnachtszeit geschehen besondere Dinge!

Da sitzt ein Vater in später Nacht, wenn schon alle schlafen, allein in der Stube und strickt aus dem Wunderknäuel seines kleinen Mädchens die Wunder heraus. Nicht den Hampelmann, denn der wird seine Beine nicht hergeben für die langsame Arbeit so unbeholfener Finger; auch nicht kleine Schokoladestengel oder andere Leckerbissen, die noch in der grauen Wolle stecken mögen.

Die Wunder haben keine bestimmte Gestalt, die mir entgegenkommen, indem ich in die kleinen Ringlein steche und die wenigen Maschen über die spitze Nadel hinaushebe ins Gewebe des Lappens. Sie sind zutiefst in diesem Knäuel verborgen. Und kein Kind kann sie hinausstricken, aber eine Mutter hat sie hineingelegt.

Schmale Feldwege kommen mir entgegen und ein Hügel mit viel Gras, ein hohes Haus mit dunklen Fenstern und ein breiter Birnbaum, von dem die Finken an die Scheiben herüberflogen nach dem ersten Frost. In der Stube jenes Hauses war eine Wärme, die anders roch, verheißungsvoller, geborgener. Ich konnte mich bücken und schlafen, und über mir war die Mutter. In ihr gingen Weh und Freude auf wie in einer einzigen, gütigen Frucht. Wir durften nur blühen.

Und wenn ich ihr etwas verheimlichte, was ich tat, war es ein Geheimnis, um das ich zitterte.

Ein solches Geheimnis trug ich vor vielen Jahren an einem Weihnachtsabend unter meinem Jöppchen über den ersten Schnee nach Hause. Es war nichts Besonderes, aber ich umklammerte es so ängstlich und hielt es so nahe am Herzen, als flüchtete ich ein Königsgeschenk durch die Dämmerung zur Mutter hinüber.

Es war ein grauer, wollener Lappen, aus derselben Wolle wie der Wunderknäuel, den die Großmutter auf Weihnachten meinem kleinen Mädchen geschenkt und der nun vor mir auf der Tischplatte langsam hin und

her rollt. Es war ein ungleichmäßiges und unbeholfenes Gewebe von unzähligen aneinandergereihten Maschen: von langgezogenen, traurigen, durch die man den kleinen Finger hätte stecken können, und dann wieder von engen und harten, um die ich verbissen gekämpft hatte, weil die Wolle nicht um meine kleinen, verschwitzten Finger laufen wollte.

Aber ich biß auf die Zähne: — Inestäche — umeschlah, usezieh und abelah. — Der Faden schnitt ins Fleisch, die spitze Nadel zerstach den linken Zeigefinger. Aber bei jeder Masche dachte ich an die Mutter, in jeder Masche hatte ich sie lieb. Und wie ich dann den Lappen am Weihnachtsabend endlich fertiggestrickt hatte und ihn unter meinem Jöppchen aus der fremden Bauernstube über das frostige Gras nach Hause trug, da schien mir, als könnte ich nie mehr so viel eng gewobene Liebe zu meiner Mutter tragen wie jetzt, nie mehr so viel treue innerste Wärme . . .

Ich weiß nicht, wie lange ich eigentlich gestrickt habe in jener Nacht. Ich empfand überhaupt keine Zeit. Ich vergaß auch, daß meine Hände größer geworden waren und daß die Augen, die sich jetzt um die Lismete mühten, einige Jahrzehnte in die Welt geblickt hatten und nicht mehr auf Stricknadeln. Ich sah auch die Stube nicht, in der ich saß. Nur den Faden sah ich vor mir, der vom Wunderknäuel in meine Hände lief und mir auf schmalster Brücke vergessene Wege herüberreichte, ein großes Haus mit dunklen Fenstern, einem Birnbaum, von dem die Finken zu uns an die Scheiben herüberflogen nach dem ersten Frost, und eine Mutter, zu der ich mich einst geflüchtet, wenn ich kalte Hände hatte.

Als ich aus meinem Traum erwachte, streckte der Hampelmann seinen rechten Arm aus der Wolle. Der Wunderknäuel machte eine jähe Wendung und fiel zu Boden.

Ich habe ihn daraufhin sorgfältig aufgehoben und ins Körbchen gelegt. Und es war mir, als höbe ich mit ihm eine ganze Jugend auf und versorgte sie, ganz still in der Nacht, im Gedanken, daß am Morgen mein Kind daran weiterstrickt, mit kleineren Fingern und mit weniger Heimweh.

Aus der sechsten Gabe des «Kunstkamins Winterthur». Ernst Kappeler: *Der Wunderknäuel*, erschienen auf Weihnachten 1948, in 500 nummerierten Exemplaren. Verlag A. Vogel, Winterthur. Fr. 4.—. Ein Büchlein, in dessen Schlichtheit wahres Können und wahre Größe liegen.

---

## Die Welt des Schweigens

. . . Auch in den späteren Zeiten, wo Wort mit Wort und Ding mit Ding andauernd manipuliert werden, ist es doch immer dem Dichter möglich, die Einheit von Wort und Ding so herzustellen, als hätten sich beide zum erstenmal und für immer getroffen und als erzählten die Dinge das, was sie sind, durch ihr pures Dasein, ohne daß das Wort es vermittelte. Bei Johann Peter Hebel ist es so, in seinem «Schatzkästlein». Es ist hier, als hätten sich die Dinge aus einer lauten, zerstörten und zerstörenden Welt geflüchtet in ein verstecktes Tal und als erzählten sie dort einander von sich selbst, wie wenn es keine Menschen gäbe, die ihnen zuhörten, die Zeit sich mit Erinnerungen und Späßen vertreibend und wartend hier, im versteckten Tal, daß die Welt wiederkehre, in der das jeden Augenblick geschieht, was auch ihnen einst geschah: daß das Wort sie festhalte gegen die falsche und unnütze Bewegung, die Manipulation.